

einen sehr kleinen Schluck, den ich sofort bereute, dabei schmeckte das Zeug *beinahe* wie sonst, das hieß, es lief brennend die Kehle hinunter. Aber der Ekel war nicht mehr zu bremsen. Nicht mal das Aroma von frischen Erdbeeren, mit denen Eadha das Getränk versetzt hatte, vertrieb die faulige Unternote.

Ich schüttelte mich und stellte das Glas zurück auf das Tischchen neben die erloschene Lampe.

Was für ein scheußlicher Tagesanfang.

Dabei war es kein Tag wie jeder andere. Als mein Blick auf das Kleid fiel, das mir gegenüber am Schrank hing – ein Möbel, in dem sich ein Dutzend Einbrecher hätte verstecken können –, fiel mir ein, welche besondere Bedeutung dieser Tag für mich hatte. Es handelte sich um ein Ballkleid aus himmelblauer Seide, über und über mit seltenen kleinen Perlen bestickt. Die Taille war tief angesetzt und darunter bauschte sich der Rock über sehr viel Tüll. Das enge Oberteil war

so tief ausgeschnitten, dass der Ansatz des Busens enthüllt wurde – eines allerdings nicht gerade aufregenden Busens. Ich hätte gern mehr gehabt: genug, um die Blicke von meinem runden Puddinggesicht abzulenken.

Auf einmal durchströmte mich ein Glücksgefühl.

Wenn ich überhaupt einen Wunsch hatte – außer dem, nicht mehr von Albträumen heimgesucht zu werden –, dann den, mit Duncan am Abend den Ball zu eröffnen.

Vor lauter Sehnsucht seufzte ich seinen Namen. Ich wusste, dass er bereits eingetroffen sein musste, wenn auch zu spät, um ihn noch zu begrüßen. Außerdem bezweifelte ich, dass er mitten in der Nacht Wert auf meine Begrüßung gelegt hätte. Wahrscheinlich war er von Dùn Èideann bis hierher gehetzt und sofort todmüde ins Bett gefallen.

Genüsslich stellte ich mir vor, wie sich seine Augen vor Bewunderung weiteten, wenn ich in

meinem Kleid die Treppe herabschwebte, die von einer Galerie im ersten Stock direkt in den über zwei Stockwerke reichenden Ballsaal hinabführte. Sehr viel wahrscheinlicher war aber, dass ich in meinen neuen Schuhen mit den hohen Hacken stolperte und die halbe Treppe hinabfiel.

Lord Duncan war der schönste Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe. Bei jeder Begegnung wurden mir die Knie weich und das Herz tat weh. Trotz der irrsinnigen Verliebtheit machte ich mir nichts vor. Ein wohlbekannter Schmerz meldete sich in meiner Brust. Man musste uns ja nur zusammen sehen. Und außerdem: Duncan war elf Jahre älter als ich. Gegen ihn war ich bloß ein Kind, zumindest gab mir hier jeder dieses Gefühl – und er leider auch.

Aber jetzt betrug der Altersabstand rein rechnerisch nur noch zehn Jahre, fiel mir ein, denn heute war mein sechzehnter Geburtstag.

War das wirklich der sechzehnte? Hatte ich den nicht letztes Jahr schon gefeiert?

Irgendwie trat ich altersmäßig auf der Stelle. Oder nicht? Zumindest kam es mir so vor.

Was das nicht völliger Blödsinn? Aber wieso beschäftigte mich dann so etwas?

„Dacht‘ ich’s mir, du bist wach“, unterbrach Eadhas Stimme meine Gedanken.

Rasch schloss ich die Augen und drehte den Kopf zur Seite, um das Gegenteil zu beweisen. Ich hatte sie nicht hereinkommen gehört.

„Hier ist dein Frühtrank“, fuhr Eadha unbeirrt fort. „Setz dich auf und plempere nicht damit rum wie gestern Morgen.“

Unwillig beäugte ich das Glas in ihrer Hand. Die Flüssigkeit schimmerte bläulich, und ich tippte auf Blaubeeren als Geschmackszutat. Ich mochte Blaubeeren, aber nicht jeden zweiten Morgen. Irgendwann musste mal Schluss damit sein. Warum nicht heute?

„Ich will Kaffee“, krächzte ich. „Schwarz, ohne

Milch und Zucker. Ich hab nachgerechnet, ich bin sechzehn. Seit heute.“

Eadha beäugte mich verblüfft, dann lachte sie kehlig auf. Inzwischen hatte sie das Bett erreicht und hielt mir gebieterisch das Glas entgegen. „Solange ich für dich verantwortlich bin, trinkst du das hier. Kaffee ist was für Erwachsene. Ich hab dich letzte Nacht nicht schreien gehört.“

Eadhas Blick wurde lauernd. Für mich war sie, seit ich mich erinnern konnte, sowohl Kindermädchen als auch persönliche Dienerin. Sie schlief immer noch im Nebenzimmer, und die Verbindungstür blieb nachts angelehnt. Diese Angewohnheit aus Kindertagen sollte ich endlich abschaffen, bloß war ich bisher zu träge dazu gewesen. Ich konnte mich einfach nicht dazu aufraffen, nachdrücklicher zu erklären, dass ich nicht mehr wie eine Fünfjährige behandelt werden wollte.

Ich wusste nicht, was an diesem Tag mit mir los